



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1925

3 (1925)

Caritasblüten

Nr. 3

1925

Die Stimme Gottes.

(Dr. theol. Georg Hütten, Dechant.)

Zwei der talentvollsten und bravsten Kinder, die ich in der Mädchenschule kennengelernt habe, waren A. und E. Zugleich waren beide ganz besonders munter und lebhaft. Zur heiligen Kommunion geführt, kam A bald fort zu ihrem Onkel, der ihr eine weitere Ausbildung geben ließ, und bei dem sie, die elternlos war, wie ein Kind im Hause gehalten wurde. E. äußerte gleich ihren Wunsch, in einen Orden einzutreten und sich dem Lehrfache zu widmen. Ihre Eltern hielten sie erst davon zurück. Als ich aber von ihrem wirklichen Berufe mich überzeugt hatte und dieses den Eltern vorstellte, gaben dieselben gerne ihre Zustimmung zum Eintritt in eine Schwesterngenossenschaft. Bei ihren ausgezeichneten Anlagen hatte sie das Staatsexamen als Lehrerin für Volksschulen und für höhere Schulen bald mit Glanz bestanden, wirkte dann mit großem Eifer an verschiedenen Plätzen in ihrem Berufe, mußte als Opfer kirchenfeindlicher Schulgesetze über den Ozean ziehen und starb nicht lange darauf in Amerika an einem hitzigen Fieber, während sie gerade mit der Errichtung eines neuen Pensionates und einer Schule beschäftigt war.

A. kam jährlich zum Besuche zu uns herüber. Als wir bei der Gelegenheit uns eines Abends (am zweiten Ostertage) in dem Hause ihres Vetzters trafen, äußerte sie sich in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit folgendermaßen: „Aber, daß die E. ins Kloster gegangen ist, Herr . . ., kann ich bis zum heutigen Tage nicht begreifen; sie war doch ebenso munter und ausgelassen, wie ich.“

„Das ist wahr,“ antwortete ich, „aber wenn der liebe Gott Dich ruft, so sagst Du auch nicht nein.“

„Was? Ich ins Kloster?“ ruft sie aus, „das wäre doch! . . .“

„Es hängt bloß davon ab,“ bemerkte ich ihr, „ob der liebe Gott Dich haben will.“ Damit hatte das Gespräch sein Bewenden.

Im nächsten Jahre kommt A. ganz unerwartet in mein Haus, und das erste, was sie sagt, ist: „Nun sollen Sie nicht raten, was ich will!“

„Das mag der liebe Gott wissen,“ antwortete ich ihr.

„Ich will ins Kloster!“ ruft sie mit einer Bestimmtheit, die mich in Staunen setzte. Und wie kam sie zu diesem Schritte? Als sie sich nach unserer eben erzählten Zusammenkunft abends zur Ruhe begibt, drängt sich ihr die Frage auf: „Sollte der liebe Gott mich auch wohl rufen?“ Dieselbe Frage war am anderen Morgen beim Erwachen ihr erster Gedanke. Sie reißt ab, und die Frage verfolgt sie unaufhörlich, so daß sie trotz aller Versuche den Gedanken nicht los werden kann. Auf Anraten ihres Beichtvaters betet sie um die Gnade, ihren Beruf zu erkennen, wird sich klar darüber und säumt nicht, dem Rufe Gottes zu folgen. Sie wurde bald eine barmherzige Schwester, hat viel zur Ehre Gottes und für die leidende Menschheit gewirkt und ist bereits abberufen, um ihre Krone zu empfangen und mit ihrer Jugendfreundin E. bei ihrem himmlischen Bräutigam ein seliges Wiedersehen zu feiern.

(Aus dem Seelsorgeleben.)



Unsere Schwester Aquilina

teilt uns unter dem 9. Februar 1925 folgendes aus
Monte Casino (Rhodesia) mit:

Dieses Jahr haben wir außergewöhnlich viel Regen und so können wir die Außenschulen gar nicht besuchen. Da nun vorige Woche keine arg großen Güsse waren, dachten wir, es sei möglich „Sankt Eudger“, eine Schule, 25 Meilen von hier entfernt, zu besuchen, wo mehrere in wilder Ehe, Christen mit heidnischen Weibern, leben, auch sind dort mehrere Christenkinder, welche von ihren Eltern nicht zur Schule geschickt werden. Da nun Rev. Pater Superior letzte Zeit an Gicht litt, wurde beschlossen, daß ich am Freitag mittag nach der Schulzeit gehen solle. Rev. Pater Superior wollte Samstag mit dem Pferd nachkommen, um Sonntagsgottesdienst zu halten und darnach wollten wir gleich wieder heim. Ich fuhr am Freitag, den 6. Februar, von hier fort, aber sicher zum Glück war der Macheka-Fluß zu voll, und kehrten wir, erst eine Viertelstunde vom Haus entfernt, wieder zurück. Samstag früh schickte ich ein paar Buben zum Schauen, wie der Fluß sei, und erhielt die Nachricht, daß er sehr leicht zu durchreiten sei. Da nun der Macheka-Fluß das meiste Wasser von allen Flüssen hat, die wir passieren mußten, fürchteten wir keine Gefahr, und schon gegen 7 Uhr war ich auf dem Wagen. Rev. Pater Superior wartete noch, da er zum Reiten einen kürzeren Weg hatte. Ich hatte einen sehr tüchtigen Treiber, der schon 15 Jahre mit den

Schwestern hinausgeht und jeden Weg und Steg kennt. Somit fuhr ich ruhig davon, hatte ich doch noch von beiden hochwürdigen Priestern den heiligen Segen bekommen. Doch ein gewisses Etwas fühlte ich immer, und ich fragte Oswald ein paar Mal: „Meinst du, wir können über die Flüsse?“ Er meinte es bestimmt. Also warum zimperlich sein! — Ich nahm meinen Rosenkranz, und nachdem ich einen still gebetet, beteten wir gemeinschaftlich noch einen laut um Gottes Segen.

Der Machela-Fluß war nicht sehr hoch und wir kamen



Am 4. August reissen Schw. Euphrasina, Schw. Justina, Schw. Adolfa und Schw. Ewaldine nach Princeton, N.-Jersey, Nord-Amerika, um mit den bereits dort weilenden Schwestern M. Aetha und M. Basilia auf unserer ersten Niederlassung ihre Tätigkeit zu beginnen.

leicht durch. Nun ging es weiter bis zu einem Fluß, genannt „Nyamakaire“. Wir stellten die Kiste mit dem Essen zwischen uns auf den Sitz, dann die Messkiste darauf, um wenigstens die Kirchensachen trocken zu halten und nun ging es in Gottes Namen hinein. Das Wasser war zwar sehr tief, so, daß der eine Esel mehr schwamm als ging, doch kamen wir glücklich durch. Nachdem wir eine Strecke gefahren, war uns die Kiste im Weg und wir stellten sie rückwärts. Die Kiste mit den Messsachen behielt ich bei mir. Gerade waren wir wieder ein Stückchen gefahren, als Rev. Pater Superior mit dem Pferd

kam. „Bob“, der rote Esel, gab es durch freudiges Wiehern zu erkennen, bevor wir die Ankömmlinge gesehen. Mit „Gott sei Dank, daß Ihr glücklich durch seid“, war er auch schon vorbei und nun hielten die Esel festen Schritt und ließen sich nicht zurückhalten. Nach etwa drei Viertelstunden kamen wir zu einem kleinen Fluß „Chinatso“. Ohne jede Schwierigkeit waren wir bald durch.

Nun war nur noch ein Fluß zu passieren, „Nyamgomboro“, und die Schule war erreicht. Als wir hinkamen, meinte Oswald: „Es ist zu viel Wasser, wir kommen nicht durch.“ Rev. Pater Superior ritt mit dem Pferd hinein und kam leicht hinüber. Doch Oswald hatte Angst und meinte: „Frage Pater Superior, was ich tun soll.“ Ich sprach mit Sr. Hochwürden und er meinte, das Wasser ist nicht so tief wie im „Nyamataira“. „Die einzige Gefahr ist, daß das Ufer steiler ist. Doch, da Ihr sonst nirgendwo durchkommt, versucht es.“ — — Also hinein. Wir kamen glücklich bis zum anderen Ufer, obwohl mir das Wasser bis unter die Arme ging. Doch hinaus konnten wir nicht. Bob, der rote Esel, fing an zu scheuen und stand kerzengerade vor dem Wagen. Mit Gottes Hilfe gelang es Oswald, sie herum zu kriegen und obwohl Eselkiste, Decken usw. mit dem Fluß davontrieben, kamen wir glücklich wieder heraus. Rev. Pater Superior meinte: „Ich bin drüben, ich könnte nach St. Ludger gehen.“ Doch ich hatte eine so bange Ahnung; auch hatte Hochwürden kaum noch einen trockenen Faden am Leibe. Auch alles Essen war verdorben, und so bat ich Se. Hochwürden, doch mit uns zurückzugehen; ich hatte wirklich Angst. Ein paar Minuten gönnten wir den Eseln Rast und nun fuhren wir heim zu. Es war gerade 12 Uhr. Wir beteten Angelus und noch manchen Stoßseufzer. Mir wurde so eigen und bekümmert zu Mute. Ich sagte zu Rev. Pater Superior: „Ich hab' nur einen Wunsch, wären wir doch in Monte Casino zurück!“ Doch Hochwürden schien sehr ruhig und ohne alle Furcht. Wir hatten ja auch nur dieselben Flüsse zu passieren, durch die wir morgens glücklich durchgekommen waren.

Wir kamen zum Chinatso und fanden weniger Wasser als morgens. Ich redete mir ein, der Nyamataira wird auch weniger Wasser haben. Doch das bange Gefühl verließ mich nicht. Ich war aber vollkommen ruhig und bereitete mich auf den Tod vor. Es mag gegen 1 Uhr gewesen sein, als wir ankamen. Augenscheinlich war der Wasserstand der gleiche. Da uns im Nyangamboro die Kisten davongeschwommen waren, stellten wir sie wieder auf den Sitz und ich schlug den Regenmantel um, um so leichter die Messkiste zu schützen. Ich sagte Oswald, sich nur ja um nichts zu kümmern, als um die Esel. Da niemand an Gefahr dachte, gingen, oder besser, fuhren wir ruhig zum Fluß. Rev. Pater Superior voraus, und da sich Bob ab-

folut nicht von ihm trennen ließ, ging's gleich hinter ihm her. Kaum war Hochwürden Pater Superior fünf Schritt im Fluß, als man kein Pferd mehr sah, so tief war das Wasser. Aber, o Unglück! auch wir mit der zweiräderigen Karriage waren im Fluß. Zurück ging es nicht mehr und beim zweiten Schritt waren die Esel unter Wasser verschwunden. Während der schwarze Esel ruhig blieb, bäumte sich Bob wieder hoch auf, um dann mit aller Wut hineinzufahren.

Oswald hatte alle Gewalt über ihn verloren und wollte sich umdrehen. Ohne zu wissen wie, waren Oswald und ich vom Wasser aus dem Wagen gehoben und lagen im Fluß. In meiner ersten Unbedachtsamkeit klammerte ich mich an Oswald. Doch er bedeutete mir: „Schwester, so sterben wir, denn dann kann ich nicht schwimmen.“ Mit der Gnade Gottes war ich aber so ruhig und ergeben, daß ich ihn nur bei der Hand hielt. Eine Zeit war ich schon unter Wasser und schluckte auch ziemlich viel. Doch kam ich wieder mit dem Kopf heraus und ob schon halb erschöpft, sah ich Vater Superior, wie einen Geist so blaß, am Ufer, wie er sich ins Wasser warf. Noch furchtbare fünf Minuten und wir reichten uns die Hände. Durch meine schweren Kleider und in folgedessen mein Ziehen kam Hochwürden ganz unter Wasser, obschon er ein guter Schwimmer ist. Oswald, der jetzt frei war, raffte alle Kräfte zusammen zum Schwimmen. Da — noch eine starke Wasserströmung — und ich war beinahe wieder ganz unter Wasser. Ich dachte zuerst an liebe Schwester Oberin, was wird sie sagen? Drei Leichen! Wann werden sie es in Monte Casino erfahren? Die Sekunden wurden zu Stunden — endlich — kamen wir dem Ufer näher. Könnte nur Oswald das Gras erfassen! — Ja, endlich, — ich fühle, wie er etwas fester wird, — noch einige Sekunden und er ist heraus, — schnell mich nach sich ziehend und ich Rev. Pater Superior. So kamen wir auf festen Boden. Bleich und zitternd wie Espenlaub standen wir alle sprachlos. Von Eseln und Wagen war keine Spur zu sehen. Da — wer kommt herausgeschwommen? — der schwarze Esel. Aber Bob war tot.

Sicher ein schwerer Schlag für die Mission, da wir selbst noch nicht ganz einen Monat hatten; er kostete uns 25 Dollar. Das einzige, was über Rev. Pater Superiors Lippen kam, war: „Danken wir dem lieben Gott, daß wir noch am Leben sind.“ Alle Sachen, Meß-Sachen, Decken, Eßkiste, alles war verloren. Nachdem der ärgste Schrecken vorüber war, berieten wir, was zu tun sei.

Wir waren noch gut zwei Stunden von zu Hause entfernt und Rev. Pater Superior bot mir sein Reitpferd an, weil ich vor Kälte zitterte. Ich zog vor, zu gehen, da Hochwürden doch schneller reiten konnte als ich. Er wollte große Burschen oder den Ochsenwagen schicken, damit ich über den Macheke-Fluß

komme. Naß, wie ich war, die Kleider triefen ja einfach, fühlte ich keine Müdigkeit und war um 4 Uhr beim Macheke-Fluß. Bald kamen drei starke Burschen von der Schule heran, naß wie eine Maus. Nein, sagte ich, wenn der Fluß so tief ist, werden die Ochsen samt dem Wagen noch fortgeschwemmt, worauf sie antworteten: „Nein, du gehst nicht mit dem Wagen, wir sind direkt durchgeschwommen, wir können Dir schon durchhelfen.“ — In einer Stunde wäre der Fluß nicht mehr zu passieren gewesen, wegen des starken Regens. Nun suchten die Burschen einen Durchgang, überall die Tiefe erst untersuchend, gaben sie sich Weisungen. Oswald war auch dabei und sie stellten sich so auf, daß ich immer von einem zum andern bei der Hand gefaßt werden konnte. — Manchmal wurde ich vom Wasser ganz gehoben und kam bis zu etwa drei oder vier Schritte vom Ufer, wo das Wasser aber eine solche Strömung hatte, daß ich mich zuerst nicht hineinwagte. Wußte ich doch fast ganz bestimmt, daß es mich fortreißen würde. Die Burschen jedoch beteuerten, sie seien doch zu vier, zwei im Wasser und zwei auf festem Boden und könnten mich leicht halten. Also gewagt. — Wie ich mir gedacht, war ich gleich bodenlos. Doch da sich alle helfen konnten, zogen sie mich wie einen Sack heraus. Nun war es noch ein halbes Stündlein bis zum Klösterchen, und wenn ich auch länger brauchte, sah ich doch bald mein liebes Monte Casino.

Rev. Pater Hesse kam mir schon entgegen; dem alten Herrn standen die Tränen in den Augen und er sagte: „Gott sei Dank, daß Sie noch am Leben sind.“ — Die lieben Schwestern kamen auch gleich und hatten mir schon das Bett gerichtet und eine Wärmeflasche hineingetan. Ich brauchte keine lange Zeit, bis ich schön unter dem warmen Bette steckte. Wenn die Nerven im Fluß betäubt waren, so kamen sie jetzt zu voller Besinnung. In kurzen Zwischenpausen wachte ich immer wieder auf und sah die ganze Szene vom Morgen sich erneuern. Es schien mir nur ein Traum zu sein, daß ich zu Hause sei. Ich war froh, als es zum Aufstehen läutete. — Nun ist alles vorüber; ich bin, man möchte sagen, wunderbar ohne weiteren Nachteil davongekommen.

Der liebe Gott scheint die Mission auch zu prüfen: wir werden eine schlechte Ernte haben, die meisten Felder stehen unter Wasser. Doch: Gottes Wille — darum stille!



Der Tag hat seine Mühe; greif zu, sei fest und wach,
Das Schwerste tu am ersten, leicht folgt das Leichteste nach.
Hab viel Geduld mit andern, mit dir hab' nie Geduld:
Die ungetane Arbeit ist unbezahlte Schuld.

f. w. Weber.

Brief aus Kiboscho.

(17. Juni 1925.)

Liebe Ehrwürdige Mutter!

Beinabe fünf Monate sind verflossen, seitdem sich die Klosterpforte des lieben Mutterhauses hinter mir schloß, und ich über den weiten Ozean nach meinem teuren, langersehnten Afrika segelte. O, es waren dies glückliche, goldene Stunden der Fahrt. Nur ein einziges Mal, damals, als Sie, liebe Ehrwürdige Mutter, uns in Rotterdam verließen und als Mutter Bernardine noch freundlich winkte, ja, damals war es mir recht schwer, und ich glaubte mich einsam und verlassen. Doch bald darauf fühlte ich wieder die treusorgende Vaterhand Gottes, und ich erinnerte mich an das schöne Sprüchlein, das Sie uns so oft im Mutterhaus gesagt und ans Herz gelegt haben: „Gott ist mein Vater, und ich bin sein Kind!“

Wie glücklich unsere Ankunft, wie erfreulich unser Empfang hier in unsrer neuen Heimat war, haben Sie, Ehrwürdige Mutter, schon vernommen. Es ist hier so, wie Sie es uns in den Missionsunterricht geschildert haben. Mir fielen gleich Ihre Worte ein, daß wir, wenn wir ankommen, unsere neue, arme Wohnung herzlich begrüßen und sagen sollen: „So, mein lieber Heiland, hier will ich mir den Himmel verdienen!“ Ich war recht glücklich, endlich im Lande meiner Sehnsucht zu sein. Und als wir zum erstenmal den lieben Heiland im Missionskirchlein besuchten, habe ich vor Freude und Glück geweint. O, hier war es so heimisch, hier wehte uns warme, wohlthuende Luft vom Tabernakel entgegen. Hier fanden wir unsern Heiland wieder, den wir im Mutterhaus verlassen, dem wir dort auf „Wiedersehen“ gesagt. Ja, es kam mir vor, als wenn uns hier der Heiland noch näher wäre, als daheim, als wenn jetzt seine schützenden Vaterhände ganz nahe und segnend über uns ausgebreitet wären; es war mir, als wenn er vom Tabernakel aus zu uns spräche: „Fürchtet euch nicht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt; — fanget nur mutig an, meine Hilfe, meine Gnade, mein Segen werden mit euch sein.“ Und nun, liebe Ehrwürdige Mutter, möchte ich mit keiner Königstochter tauschen. Wir haben hier alles nett sauber gemacht und uns recht einfach eingerichtet. Viel Freude habe ich an der Eingebornensprache und übe mich fleißig, wenn es auch oft noch unrichtig herauskommt. Ich habe hier die Kirche, die Schule und das Nähzimmer zu besorgen, dreimal in der Woche darf ich in die Kraale hinaus. Es gibt hier noch recht viele Heiden, die fern vom Heiland sind. Allen möchte ich ein gutes Beispiel geben und sie durch Gebet und Opfer dem lieben Gott zu-

führen. Noch einmal möchte ich wiederholen, daß ich so glücklich und zufrieden bin und Liebe und Freude an meinem schönen Missionsberuf habe. Indem ich Ihnen, liebe Ehrwürdige Mutter, den lieben Vorgesetzten und meinen lieben Mitschwestern für Ihre Liebe und Gebete herzlich danke, grüße ich Sie durch das kostbarste Blut Jesu und verbleibe Ihre dankbare, gehorsame Schwester M. Evodia, C. P. S.



Vor Pest verschone uns, o Herr!

(Nach einem Bericht der Schwester M. Roselina.)

Das waren böse Tage der Mariannahiller Missionsstation Farvieu, eines Konventes der göttlichen Vorsehung. Draußen ging ein furchtbarer Gast um, von Dorf zu Dorf und Hütte zu Hütte, grub blasse Gruben in die Gesichter der Menschen, jagte ihnen das Fieber in die Glieder und schaufelte um die Wette Löcher in die afrikanische Erde, um dort seine Opfer zu verscharren. Der schreckliche Gast hieß Typhus. Aus jedem Dorf holte er sich seine 10 bis 15 Leutchen, ohne Rücksicht auf junge, frische Scheitel oder alte, verrunzelte graue Köpfe. Das ging ein Vierteljahr so fort. Die Schwestern der göttlichen Vorsehung wachten befend und pflegend. Ein sichtbarer Segen kam über ihr Haus. Denn sieh', die Station blieb von dem zermürbenden Unheil verschont. Als sei die Schwelle mit rettendem Blut bestrichen, ging der Würgengel an diesen Mauern vorbei. Nur einmal gelang es ihm, sozusagen mit einem Fuß, ins Haus zu kommen. Zwei Kinder hatte er sich ausgesucht. Aber die Schwestern waren flinker und schlauer. Sie wickelten ihre Lieblinge in Decken und brachten sie zum Schwitzen, daß alles Sieche und Schwarze durch die Poren aus den Körperchen tropfte und floh und nach einer Woche waren die Negerbambini wieder frisch und munter. Am Abend des ersten Tages, wo diese mit allen Zeichen der baldigen Gesundung aus den Decken krochen, saßen die dankbaren, lächelnden Schwestern beisammen und dachten und redeten viel über die schonende Gnade, die über ihrem Dache schwebte. Wie eine lebendige Insel nahm sich ihr Haus aus, inmitten der Hütten des Todes. Bei ihnen wagte dieser dunkle Geselle nicht anzuklopfen. Woher das Wunderbare käme? Die Frauen waren sich alle darüber klar, daß Gottes mächtige, huldreiche Hand schirmend sie überschattete, daß jene heilige, barmherzige Vorsehung, deren Namen ihr Konvent trug, und zu der sie Tag und Nacht beteten, ihnen in diesen grausen Monaten besonders nahe war. „Dazu kommt

dann freilich noch ein anderes“, fügte Schwester Roselina an, mit halbem Weh und halbem Lächeln im gläubigen Gesicht, „die Neger selbst.“ Der Eingeborene ist einmal ein merkwürdiger Patron. Vor allem hat er seine besondere Anschauung.



Aloe in der afrikanischen Wildnis.

Auch über die Medizin. Er liebt die Quantität. Daß ein Löffel oder gar ein halber Teelöffel seine Schuldigkeit schon tun kann, geht über seine Fassungskraft. Wenn ihm die Medizin nicht den Magen füllt und nicht bei den Augen herausläuft, kann

sie nach seiner Meinung nicht wirken. So verderben sie viele Arbeit der Ärzte. Vielleicht hat unser Arzt nicht genug mit der dummen, draufgeherischen Unbändigkeit und Unklugheit unserer schwarzen Sorgenkinder gerechnet und sie nicht genügend gewarnt. Fand ich da neulich im Heime „Weibertrost“ in Courdes eine Frau mit einem typhustranken Mädchen. Wir nahmen uns sofort des Würmchens an, gaben ihm unsere schier unfehlbare Medizin und wickelten es bis über die Ohren in einen Berg von Decken ein. Kaum hatten wir es nach einiger Zeit ausgepackt, da setzte die schwarze Mutter ihren Sprößling im Hemdchen auf einen Stein an der Hausecke, wo ein bissiger Wind bließ, damit die Frische draußen das arme durchhitzte Kind „austrockne und auskühle“. Der Wind hat tatsächlich ganze Arbeit gemacht. Nach 24 Stunden lag das arme Geschöpf ausgekältet bis zur eisigen Todesstarre in der hölzernen Truhe. „Ein Engel im Himmel mehr“, sagten die anderen Schwestern und setzten sich mit diesem hellen Trost über die traurige Geschichte von Negereinfalt und Todesunerbittlichkeit hinweg. Dann gab man das Zeichen zum Abendgebet. Ganz zum Schlusse, wo sich die Schwestern zum Abendsegnen auf den Boden knien, stimmte die Vorbeterin die düstere Bitte der Litanei zu Allen Heiligen an: „Vor Pest und Hunger!“ die anderen aber respondierten, mit einem Glauben, der Berge versetzt: „Bewahre und verschone uns auch weiter, o Herr!“



Virgo — Jungfrau.

(Kongo-Mission).

Wenn eine Neugründung in einem vollständig heidnischen Gebiet unternommen wird, dann ist das erste und Notwendigste, sich die Sprache der Eingeborenen anzueignen, um sich mit dem Volke verständlich machen zu können. Das bietet selbstverständlich eine der größten Schwierigkeiten. Als wir hier in der Kongo-Mission unser Zelt aufschlugen, machte sich unsere Schwester Pia, eine erfahrene Lehrerin mit großem Eifer daran, ein Wörterbuch aufzustellen. Wie mühsam dieses Unternehmen ist, erhellt daraus, daß der Schwarze außer seiner Muttersprache keine andere versteht. Der Neger hat aber nicht viel Geduld, andere zu unterrichten. Es ist ihm schon zu langweilig, zwanzig Minuten oder gar eine halbe Stunde Lehrer zu sein. So wollte einmal eine Schwester wissen, was „schwarz“ heißt und zeigte einem Mädchen ein Stückchen schwarzen Stoff. Aber das schwarze Fräulein war des Ausfragens müde und sagte miß-

mutig: „Eumpe“. Folglich kam in das kleine Wörterbuch: „schwarz-eumpe“. Erst später entdeckten wir, daß schwarz „Ntu“ heißt. Was das Mädchen gesagt hatte, bedeutete soviel als: „Laß mich in Ruh; Eumpe — ich weiß es nicht.“

Die europäischen Staatsbeamten, die nach der Einnahme des oberen Kongo schon länger dort waren, hatten sich teils mit der Nkasai- oder Ngombe-Sprache, teils mit der englischen, portugiesischen und französischen zu verständigen gesucht. Es mußte aber die reine, vollständige Nkundo-Sprache erlernt werden, um Grammatik und Wörterbuch zusammenstellen zu können, damit bei der Übersetzung im Katechismus, im Evangelium, in der Biblischen Geschichte usw. keine Irrlehre sich einnistet. Aller Anfang ist schwer und dieser Anfang wurde noch mehr erschwert durch den Umstand, daß bereits ein approbierter Katechismus in einer anderen Negersprache existierte, welche die Nkundo-Neger nicht verstanden. So suchten wir vergebens nach einem Wort für Jungfrau. Die Missionare, namentlich Bruder Valentin, welcher viel Sprachtalent hatte, sowie unsere Schwester Pia konnten keinen Ausdruck dafür finden, obwohl sie sich nur mit dem Studium der Sprache beschäftigten. Da der Begriff des Wortes „Jungfrau“ dem Neger vollständig fehlte, hatte er es auch nicht in seinem Sprachgebrauch. Alle Schwestern hatten nun den Auftrag, bei ihren Jünglingen nach einem solchen Worte zu forschen.

Da kam eines Tages eine Schwester freudig mit der Nachricht, daß sie ein Wort für „Jungfrau“ gefunden hat. Ein besonders kluges Mädchen hatte es ihr gesagt und es heißt „Bonjenba.“ Dieses Wort wurde dann dem gelehrtesten Katechisten vorgelegt, der es gut fand. Von da an gebrauchte man es beim Unterricht. Nach einigen Wochen kamen drei bis vier Katechisten und sagten: „Dieses Wort können wir nicht für „Jungfrau“ gebrauchen, denn wir wenden es nur an als Spottname für ein Mädchen, das keinen Mann bekommt. (Die Mädchen werden manchmal an heidnische Frauen als Sklavinnen verkauft.) Nun haben die Missionare das lateinische Wort: „Virgo“ Mehrzahl „Ba-Virgo“ der Sprache einverleibt. Bei Gelegenheit der Gelübde-Erneuerung oder Ablegung der Ewigen Profess der Schwestern, erklärten die Missionare dem Volke, das der Feier beiwohnte, das Wort „Virgo“, damit die anwesenden Neger verstehen sollten, worum es sich bei der Feier handle. Unter den Zuhörern war auch unser guter Joseph Bokwale. Er war Palmfaden-Weber, verheiratet und Vater von drei Kindern. Seinem tätowierten und beschnittenen Gesichte nach war er ein Mann von über 50 Jahren; vor kurzem war er mit seiner ganzen Familie gekauft worden und führte ein glückliches Familienleben. Im Unterrichte war er der aufmerksamste Schüler. Da erkrankte plötzlich seine Frau Maria, und starb bald darauf.

Joseph war untröstlich. Doppelt schwer war für ihn der Schlag, da seine drei kleinen Kinder die mütterliche Sorge nicht entbehren konnten. Er wollte sie auch nicht der Mission übergeben, sondern selbst dafür sorgen, solange es ging. Der arme Joseph konnte nichts mehr in seinem Hause sehen, was ihn an seine gute Maria erinnerte. In einem Uebermaß von Schmerz trug er deshalb Kochtopf, Wasserkrug, Fischkorb usw. an den nahe vorbeischießenden Kufi-Strom und warf einen Gegenstand nach dem anderen in den Strom. Träumend stand er noch einige Zeit am Ufer, sah dem Fischkorb, der sich noch einige Minuten über Wasser hielt, zu, bis auch dieser im Strudel versank. Mit ihm war die letzte Habe seiner teuren Maria dahin. Traurig kehrte er in seine Hütte zurück. Seine Kinder, denen er nun auch die Mutter ersehen mußte, waren inzwischen eingeschlafen. Die Hütte, in der sich schon vorher nicht viel Hausgerät befand, war nun leer. Er hatte ja selbst ausgeräumt in seinem tiefen Leid. Die Folge war, daß er ratlos dastand, als er keinen Krug hatte zum Wasserholen und keinen Kochtopf, um das Mittagmahl zu bereiten. — Rührend war es zu sehen, wie er jeden Morgen zur Kirche ging. Maria, ein Kind von drei Jahren saß auf seinen Schultern. Joseph, zwei Jahre alt, war auf den Rücken gebunden und Bernardus lief neben her. Vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau kam Joseph zu den Schwestern, mit der Bitte, er hätte der Oberin etwas zu sagen. Nach einer langen Einleitung begann der gute Joseph endlich: „Mama, als wir, meine Maria und ich, beim Mondenschein am knisternden Feuerchen saßen, da haben wir ein Bitangezelo (Gelübde) gemacht. ‚Virgo,‘ so wie ihr es macht.“ Er konnte das Wort nicht gut aussprechen und sagte „Fineko“ statt Virgo. „Da haben wir versprochen, — fuhr er fort — wenn ich zuerst sterbe, bleibt Maria ‚Fineko‘ solange sie lebt und wenn Maria zuerst stirbt, bleibe ich ‚Fineko‘ bis ich sterbe. Jetzt weiß ich nicht, was ich machen soll.“ Er hatte nämlich unter unseren Katechumenen eine Braut entdeckt, die für ihn zu passen schien. Wir verwiesen Joseph mit seinem Anliegen an den Pater Missionar; dieser beruhigte ihn damit, daß dieses Gelübde ja kein Versprechen vor dem lieben Gott war, und daß er deshalb ruhig wieder heiraten dürfe.

Uns hat dieses Ereignis die Gewißheit gegeben, daß das Wort „Virgo“ gut verstanden und begriffen worden war, sogar von dem noch vor kurzem heidnischen Joseph und seiner Maria. Als sich später Brautpärchen bei dem Pater Missionar zur Trauung meldeten, welche vorher öfter mitsammen gestritten hatten und man im voraus sah, daß die Charaktere nicht zusammen paßten, sagte der Pater: „Die sollen lieber ‚Fineko‘ bleiben.“



Nus afrikanischen Gärten.

(Nach Berichten der Schwester M. Theobalda C. P. S.)

Seute meinen wir einen der großen Mariannhiller Gemüsegärten. Der Marsch zum „Mechtildisgarten“ ist schon ein richtiger Spaziergang, denn er ist etwas abgelegen. Die Wege sind keine Promenaden und auf den schmalen Fußpfaden dahin gibl's zu Regenzeiten mehr als einen regelrechten Purzelbaum.

Der Mechtildisgarten hat eine riesige Ausdehnung. Er liegt am Südhang einer der Hügel, die das ganze Gelände



Südafrikanische Anlagen.

bis zum Meer hinaus kennzeichnet. Eine feste Drahtumzäunung wirkt ja nicht gerade dekorativ, aber sie schützt vor unberufenen Menschen und Tieren. So ein afrikanischer Garten ist für einen neueingetroffenen Europäer schon eine sehenswürdige Nummer. Stellt euch vor, so drunten am Fuß des Hügels ein richtiger Bananenhain. Da paßt es dem Umschlatusan, einem südafrikanischen Fluß, der mitten durch diesen Mechtildisgarten seine langsamen Wellen schiebt. Er geht gar nicht mehr heraus sozusagen aus dem Schattendach des Geästes und aus dem feinen bezückenden Duft der lachenden Früchte. Er ist nicht undankbar. Die Bananenbäume haben feuchte Kehlen. Sie wollen gern Naß. Dafür sorgt dieser Umschlatusan. Oft treibt

er allerdings seine Väterlichkeit zu weit und setzt den ganzen Mechtildisgarten unter Wasser. Diese Frühwinterregen und Wafferturen tun auch ihre Wirkung. Sie machen es wie der alte, gelbe, afrikanische Landsmann, da droben im Norden, wie der Nil. Sie überschwemmen, aber ersäufen nicht, sondern was hernach wieder aus den sich verlierenden Wassern taucht, ist wunderbare Fruchtbarkeit.

Davon wissen unsere Gartenschwestern gut zu erzählen. Ihr Gemüse gedeiht und geht auseinander wie Mastgänse. Schweiß kostet es ja viel und Opfer und Enttäuschung. Aber warum sollen sie es anders haben als ihr Meister Jesus Christus, der Menschenseelengärtner. Mitten im Winter hier das Grünen und Sprossen und Leben. Ein wahrer, lebendiger Viktualienmarkt. Weißkraut, Wirsing, Blaukraut, Blumenkohl, Mangold, Karotten, Tomaten, Zwiebeln, Suppenzeug! Gemüseherz, was wünschest du noch mehr. Hier kriegt der afrikanische Mechtildisgarten ein richtiges deutsches Gesicht. Man möchte vor diesem anheimelnden quellenden Segen ein jauchzendes Ledeum singen. Die Gartenschwestern lassen darin auch nichts zu wünschen übrig. Ganz sind wir mit diesem einen der Mariannahiller Gemüsegärten noch nicht fertig. Ganz draußen am Ende des Gartens steht eine Hütte. Der Mensch hat in seiner Seele die Neugier, um sie zu — bezwingen. Manchmal tut ers halt doch nicht. Dieses Manchmal war heute über uns gekommen. Man hatte die Unvollkommenheit nicht zu bereuen. Nicht die Hacken, Rechen, Spaten, Schaufeln, Schubkarren und Gießkannen in dem Gartenhaus waren es, die solche Keuelosigkeit über Menschenkinder brachten, sondern ein paar andere Kleinodien, z. B. ein Rosenstrauch. Denkt euch hier in diesem abgelegenen blumenarmen Gelände, ein leibhaftiger, blühender, duftberauschender Rosenstrauch. Wie ein ganz wunderbarer Freund steht er neben seiner Hütte. Und immer lächelt und spielt er hinüber zu seinem seltsamen Nachbarn, einen Baumwollstrauch. Der Rosenbaum hat etwas Feines, Nobles, Aristokratisches an sich gegenüber seinem vis-à-vis, der wie ein Arbeiter neben ihm steht. Aber er verachtet den Baumwollstrauch nicht. Im Gegenteil, voll Bewunderung und Achtung schaut er immer zu dieser lebendigen Baumwollfabrik hinüber. Er schüttelt den Kopf. Das bringt er mit seinen Rosen nicht fertig, nämlich: Kapseln tragen, diese aufspringen lassen und der Welt ein solches Quantum Baumwolle zeigen, daß keiner es für möglich hält, wie dieses alles in einem fingerhutgroßen Gehäuse Platz hat. Noch etwas bringt der Rosenstrauch nicht fertig, was dem Wollbaum ein Spaß ist. Dieser kann die Farbe seiner Blüten fast jeden Tag wechseln: rotbraun, gelb, weiß, wie du willst.

In Afrika gib't's noch einen anderen Strauch, der darinnen

noch eine größere Rutine besitzt, Der zieht uhrscharf jede 24 Stunden eine andere Blütenfarbe an. Liefelila, weißlila, weiß; die afrikanischen Kinder sind nicht verlegen und taufen sich ihre Bäume selbst. Diesem geben sie den unübertrefflich richtigen Namen: „gestern-, heut-, übermorgen“.

In einem schönen deutschen Lied heißt der Refrain: „Der liebe Gott geht durch den Wald . . .“

Er geht auch durch unsere afrikanischen Gärten mit seinem köstlichen, nahrungsspendenden Schöpfersegen.



Von kaffrischer Arzneikunde.

(Nach einem Brief der Schwester M. Aquilina aus Rhodesia.)

Wie umständlich sind doch die zivilisierten Ärzte! Sie studieren zehn Semester lang Medizin, praktizieren ein paar Jahre, bauen Kliniken und Krankenhäuser, erfinden hunderttausend Instrumente, plagen sich mit Diagnosen und Operation und komplizierten Apotheken.

Das geht bei dem kaffrischen Medizinmann erheblich einfacher. Er braucht nicht Hochschulen und dicke Bücher mit zungenbrecherischen lateinischen und griechischen Namen. Die zwei Haupt- und Grundsätze seiner Heilkunde lauten: „Alle Krankheit kommt vom Zorn der Geister. Treib die Geister aus, dann ist auch die Krankheit fort!“

Freilich muß man erst wissen, ob das Übel überhaupt behoben werden kann. Dafür hat man die Würfel. Sagen diese „Akata“ („Ja“), dann hole man den Zauberer.

Der kommt pünktlich wie die Uhr. Daß sein Aussehen auf den Patienten besonders beruhigend wirkt, läßt sich freilich nicht behaupten. Er gleicht manchmal eher dem leibhaftigen Diabolus als einem rettenden Engel. Um den Hals hat er eine Kette lauter kleiner Hörnchen, darinnen Medizin. An der Seite hängt eine gewaltige Tasche aus Ziegenleder. Das Wildeste an ihm ist sein Gesicht und der mächtige Pferdeschweif. Mit diesem Schwanz gebärdet er sich wie verrückt. Mit ihm will er nämlich den Krankheitsgeistern zu Leibe rücken. Die müssen heraus aus dem Haus. Drum schlägt der Zauberer wie toll auf die Wände ein, läuft immer wieder um die Hütte, wettet, beschwört, heult, schneidet Grimassen und beruhigt sich erst ganz allmählich wieder. So tritt er in den Raum des Kranken, der sich auf eine richtige Kostur gefaßt machen darf. Unter allen Umständen muß er sich auf einen Aderlaß verstehen. Unter ein paar Eiter Blut geht's dabei nie ab. Das ließe sich immer noch in Kauf nehmen. Aber das andere! Die Hörnchen um den Hals des Doktors! Wenn er diese nimmt und mit einem spitzen Holz, einem Blei-

stift ähnlich, ansticht, daß das ekelige Fett herauskommt, von dem der Kranke lecken muß, dann geht es ohne Magenunglück selten ab. Mit dieser Katastrophe aber kommen die bösen Geister. Und das ist schließlich ja der Zweck der peinlichen Übung.

Das Wichtigste aber bei der Behandlung ist das Opfer. Meist muß eine harmlose, an der ganzen Geschichte höchst unschuldige Ziege daran glauben. Den ersten Bissen nimmt der Kranke, den zweiten der Zauberer, dann erst essen die Verwandten. Die Kinder dürfen dabei im Kraal nicht bleiben. Sie werden ins Freie expediert. Dort steckt man ihnen die Füße und die Ohren in ein Schaffell und sie können sich, wenn sie wollen, den Ziegenbraten in Gedanken recht lebhaft vorstellen.

Ist man mit dem Opfermahl zu Ende, bewegt sich ein Zug um die Hütte zu einer fürchterlich langweiligen Melodie über den Worten: „Janwa, Janwa, Ansarurisa!“ gleich danke, danke, kleine Geister.

Der Zauberer hat sein Werk getan und geht heim. Der Kranke in der Hütte hat auch sein Werk getan und wird gesund oder stirbt.

Eines können die europäischen Ärzte auf jeden Fall von der kaffrischen Arzneikunde lernen. Wenn die Sache schief geht und der Patient ins Gras beißen muß, ist der schwarze Zauberer nobel und läßt sich kein Honorar herausbezahlen.



Bilderrätsel.

